

Hei drun Kni gge

Das Adri an Protokol l

Ein Ki nd hört di e Gedanken der Anderen

Shaker Verlag 2008

Leseprobe

Vorspiel

Berlin, 3. Oktober 2010

Wer hat heute nicht gelacht in unserm Land? Einig Vaterland – das erste Mal?

Damit endet das Protokoll. Alles ist aufgezeichnet. Drei Jahre und zehn Monate lang hat uns Adrian Bungerodt in Atem gehalten. Nur wir, seine Familie und ich, kannten zuerst sein Geheimnis, die Gedanken anderer Menschen zu hören. – Auch wenn sich mir bei manchen meiner Kommentare heute die Haare sträuben, werde ich alles so stehen lassen, wie damals, oft in Eile, oft in Panik, notiert. Das Gleiche gilt für die Aufzeichnungen aller, die in das Geschehen hineingezogen wurden; dazu haben sie mich schriftlich autorisiert.

Hab´ eben meine Stirn an die nachtkalte Fensterscheibe gedrückt, noch mal vorüberziehen lassen, wie alles anfang:

Februar 2007

„Lass die Finger davon!“ Mein Kollege schüttelte langsam den Kopf; ich nenne ihn hier mal V. wie Viktor: „Du wirst dich lächerlich machen.“ Wir gingen mit schnellen Schritten durch den Charlottenburger Schlosspark. Ein kalter, sonniger Februartag. Die Jacken hochgeschlossen, ich mit gelbem Wollschal und Handschuhen. Obwohl ich mir schon an der Uni geschworen hatte, keine Intimitäten mit Kollegen, waren wir seit vier Monaten zusammen; ausdrücklich auf Probe.

Er war seit acht Jahren beim Nachrichtenmagazin OBJEKTIV; mein Ressortleiter. Ich gehörte seit einem Jahr dazu: Marie Kopsch, 28. Nach meinem Studium der Medienwissenschaften, einigen Praktika und freiberuflichen Beiträgen hatte mir eine Reportage den Nachwuchspreis des Deutschen Pressebundes eingebracht, – meine Eintrittskarte zu OBJEKTIV – Traumziel in der Branche. Die Probezeit hatte ich hinter mir. Jetzt war ich auf der Suche nach dem großen Stoff für eine Reportage. Ich war ehrgeizig. Oh ja.

In der letzten Montagskonferenz hatte ich eine kleine Notiz aus einer Kreuzberger Stadtteilzeitung vorgelesen. Ein kleiner Junge hatte zu Hause erzählt, sein Kindergartenfreund könne die Gedanken anderer Leute hören. Erst mal nur neugierig, hatte ich Namen und Adresse der Familie herausgefunden. War das der große Stoff? Ehe ich mit der Recherche begann, wollte ich ausloten, wie meine Chancen auf eine Veröffentlichung standen. Sie standen schlecht. Die Kollegen waren mit ironischen Bemerkungen zur Tagesordnung übergegangen.

Ich erinnere mich noch an die Atemwolken vor unseren Gesichtern in der Kälte, während V. und ich durch den Park zogen. Sie leuchteten in der Sonne und der Wind trieb sie zur Seite. Wie vertraut diese Papa-Rhetorik von früher, Kind, Kind, kein Baum wächst in den Himmel. Bin ich Baum? Ich

bin Marie, lasse ihn reden: „Das klingt doch nach kindlicher Angeberei. Was tut man nicht alles als Kind, um Aufmerksamkeit zu bekommen! Vielleicht hat ja jemand ein paar Tricks mit ihm eingeübt; wie im Zirkus, wo Pferde lesen können.“

Was konnte schon passieren? Ich würde das Kind fragen, was ich denn gerade denke. Und wenn es etwas fantasierte, was ich eben nicht gedacht hatte: Fall geklärt! Oder? Ja, oder die Fähigkeiten des Jungen sprengten alles, was zu wissen wir bisher gewohnt waren. Diese eher unwahrscheinliche Möglichkeit bekam ich nicht aus dem Kopf, bevor ich mich nicht vom Gegenteil überzeugt hatte.

Ich habe mich später oft gefragt, ob ich weitergeforscht hätte, wenn V. nicht so dagegen gewesen wäre. Klar, es hat mich schon geärgert, dass er mir das nicht zutraute, den Fall richtig einzuschätzen. Schließlich hatte mir meine rationale, kritische Haltung bisher nur Anerkennung gebracht. Bis zu diesem Zeitpunkt jedenfalls deutete nichts in meinem Leben darauf hin, dass die gewohnte Realität irgendwo ein Loch haben könnte.

Als 14 Tage später in der Redaktionskonferenz nach meiner Reportage gefragt wurde, beiläufig versteht sich, musste ich passen: die Mutter von Adrian war ablehnend, ja aggressiv gewesen. Wohl in Panik, ihr Sohn könnte als Wunderkind ins Scheinwerferlicht geraten, hatte sie den Kleinen entsprechend instruiert. Eins war also zumindest klar geworden: da gab es niemand, der aus dem Jungen einen Superstar machen wollte. Es waren ganz normale Leute.

Die Begegnung mit Adrian Bungerodt war unerwartet auch eine Konfrontation mit mir selbst gewesen. Die kritische Journalistin mutierte nämlich zum Schulmädchen, als sie dem Jungen gegenüber saß. Was dachte ich eigentlich? Warum sprangen meine Gedanken plötzlich wild durcheinander? Warum diese Unruhe, die immer mehr anwuchs? Es war doch das Einfachste von der Welt, diesem Kind die Frage zu stellen: „Was denke ich denn gerade?“

Zumal der Junge wie jedes andere Kind in seinem Alter auf seinem Sessel herumwippte, mal die Beine herunterhängen ließ, dann wieder hochzog und seine Knie umarmte, ganz stolz von seinem Vater erzählte, der wohl auf Häusern und Türmen herumkletterte, Gerüste auf- und abbaute. Was ihm deutlich am Herzen lag: „Ich bin ein ganz normaler Junge, ich bin kein Spinner.“ Erst später würde ich den verzweifelten Ton in diesem Satz verstehen, in diesem Satz, der so einstudiert klang.

Der Kleine war auf mein Klingeln zum Gartentor gekommen. Die Mama sei nach der Arbeit im Verkehr steckengeblieben; wir könnten ja so lange in seinem Zimmer warten, bis sie käme.

Ich war beeindruckt von seinen Augen; groß, dunkelbraun, standen sie weit auseinander. Der Nasenrücken füllte den Raum zwischen den Augen breit aus. Er wird mal eine kühne Nase bekommen, dachte ich. Ab und zu drehte er leicht den Kopf zur Seite, so dass er aus den Augenwinkeln auf mich schaute. Es schien in diesen Momenten, als breitete sich das Schwarze in seinen Pupillen über die ganze Iris aus. Dann wieder kniff er die Augen so zusammen, als würde ihn etwas blenden.

Unversehens kam mir der Gedanke, wie es mit ihm wohl später, wenn er ein Mann war, im Bett sein würde. Mir brach der Schweiß aus. Mensch, bist du wahnsinnig. Wenn der Junge nun wirklich ... je mehr ich es verhindern wollte, desto schlimmer wurde es: sah ihn als jungen Mann neben mir auf meinem Kopfkissen liegen; wie er mich ansehen, mich streicheln würde. Panisch versuchte ich, mir eine weiße Wand vorzustellen. Ein Flipchart. Ja, das funktionierte. Als ginge es hier um mein Überleben, klammerte ich meine Gedanken an die schwarze Ablage, die unten an dem Flipchart für die Marker angebracht ist: rote, blaue, grüne, schwarze.

Ich atmete auf, als Adrians Mutter kam und mich nach der Begrüßung ins Wohnzimmer bat. Allein. „Adi, zieh dich schon an; wir wollen doch nachher noch ins Eisstadion!“

Die Frage, dieser lächerliche kleine Test, als einfache Überprüfung, ob er wirklich meine Gedanken hören konnte, ich hatte es nicht fertig gebracht, diese Frage zu stellen. Nicht, weil ich nicht dran glaubte, sondern weil ich ziemlich sicher war, er konnte.

Hatte V. doch Recht? War ich überfordert mit dem Thema? Damit stand ich zumindest nicht allein. Auch Adrians Mutter, Katja Bungerodt, wollte offensichtlich nichts wissen von den spektakulären Fähigkeiten ihres Sohnes. Sie hatte angedeutet, dass im Kindergarten etwas passiert war, wohl so schmerzlich für Adrian, dass er nicht mehr hingehen wollte.

In unserem dünnen Interview sprach sie davon, Adrians Kinderarzt einzuschalten. Sie hoffe auf eine „vernünftige Lösung“, wie sie sich ausdrückte. Saß mit übergeschlagenen Beinen auf dem Sofa, rauchte, hatte mich die ganze Zeit nicht angeschaut. Ich schätzte sie auf Ende dreißig. Hübsches, volles Gesicht. Mittelgroß, in Jeans mit schwarzem Pulli wirkte sie etwas stämmig. Die rötlichen Locken ringelten sich so natürlich um Gesicht und Hals, als brauchte sie weder Friseur noch Kamm.

Eine steile Falte drohte zwischen ihren Augen, als sie mich schließlich mit zusammengekniffenen Augen fixierte: „Wagen Sie es nicht, meinen Sohn in die Presse zu bringen! Es gibt dazu nicht die geringste Veranlassung. Ich kenne den Mann überhaupt nicht, der Ihnen meine Adresse gegeben hat! – Ich weiß nicht, ob so etwas in Ihrer Branche noch gilt, aber ich möchte, dass Sie mir Ihr Ehrenwort geben, dass Sie nichts, aber auch gar nichts über meinen Sohn veröffentlichen.“

Dann machte sie eine Pause. Sie hielt die brennende Zigarette mit allen Fingern, ohne einen Zug zu rauchen. Ich bemerkte, dass ihre Hand zitterte. Ihr Atem ging schnell. Sie gab sich jetzt offensichtlich keine Mühe mehr, ihre Erregung zu überspielen. Dabei schaute sie starr aus dem Fenster. Dann drehte sie sich zu mir und sagte leise und so langsam, als würde sie es mir diktieren: „Ich kann sehr unangenehm werden. Und ich finde Wege, Ihnen zu schaden. Verlassen Sie sich darauf.“ – Meinen Ärger über diese Drohung hob ich mir für später auf und sicherte ihr zu, nichts ohne ihre Einwilligung an die Öffentlichkeit zu bringen.

Als ich wieder draußen war, nein jetzt bloß keine Mütze, und auf mein Fahrrad stieg, bremste ich nach ein paar Metern so scharf ab, dass mir der gelbe, nasse Streusand über dem Glatteis die Stiefel bespritzte. Ich fluchte. Fauchte eine sprudelnde Atemfahne in die Luft. Was war denn da eben abgelaufen, Marie? Ich fuhr mir mit den Fingern durch die Haare, von vorn nach hinten, immer wieder. Ich hörte sie wiehern, die Kommilitonen und Kollegen, an denen ich in den letzten Jahren vorbeigezogen war auf dem Weg nach oben. Das konnte doch wohl nicht wahr sein, dass Marie Kopsch, die bis jetzt noch jeden zum Reden gebracht hatte, sich von so einem Feuerteufel den Mund verbieten ließ! Warum hat sie mich denn überhaupt empfangen? Und ich verspreche auch noch hoch und heilig, mich an das Verbot zu halten! Hatte sie mich deshalb eingeladen? Weil sie hören wollte, was ich wusste, vor allem woher? Um dann das aufgeflackerte Gerücht mit vollem Einsatz zu ersticken?

Ich schwankte zwischen Anerkennung und Wut. Da konnte sich jemand hervorragend abgrenzen und die Gründe dafür waren für mich nachvollziehbar. Diese Frau hatte mir schon imponiert, die sich da wie eine Löwin zwischen ihr Kind und die Welt warf. Andererseits war ich wütend, dass sie mich wie die Karikatur einer Journalistin behandelte, wie eine, die ihrem Sohn irgendwo mit der Kamera hinterhergeschlichen war. Sie hätte mich so leicht auf ihre Seite ziehen können. – Aber eins war nun klar: um Adrian Bungerodt gab es eben doch ein Geheimnis.

Ich stand jetzt oft am Fenster. Morgens, wenn ich schon in der Redaktion hätte sein sollen. Abends, wenn ich schon im Bett hätte sein sollen. Die Ärmel meiner hellgrauen Lieblingsstrickjacke über die Hände gezogen, über-

kreuzte ich meine Arme vor der Brust und hielt mich an den Schultern fest. Die Stirn lehnte an der Scheibe meiner Balkontür. Sie kühlte wie ein Eisbeutel. Die Lichter in den Hoffenstern waren schon lange aus. Nachtschwarz draußen. Nur der Deckenfluter und sein Licht in meinem Rücken spiegelten sich in der Scheibe. Hätte V. aus der Begegnung mit Adrian mehr rausgeholt? Klar, hätte er. Gar keine Frage. Der hat sich so unter Kontrolle. Nüchterner wäre er vorgegangen. Nicht mit dieser albernen „Selbstbeteiligung“.

Warum denke ich das jetzt? Warum kann ich das nicht steuern? Ist das bei jedem so? Ich kann doch jetzt einfach mal an einen roten Tisch denken. Na bitte, klappt doch. Ich sehe den Tisch vor mir, rot und rund. Aber ist das ein Gedanke? Und ist erst einmal der Tisch da, drängelt gleich alles Mögliche dazu: Stühle, Leute, die sich draufsetzen, Geschirr, Essen, Gespräche. Hatte jeder so einen zappeligen Geist? Bisher war ich doch bestens durchgekommen, Einser-Abitur, auch später null Probleme, was war denn bloß los? Bin ich labil? Als mir auch noch ein paar Tränen kamen und ich mich genügend bemitleidet hatte, reichte es für heute und ich ging schlafen.

V. und ich hatten ein schönes Wochenende gehabt, uns zum Schluss noch ein paar Stunden im Liquidrom entspannt, in diesem heißen Solewasser, wo du Musik hörst, wenn du untertauchst, wo sich die Paare gegenseitig tragen auf dem Wasser, damit sich einer leichenmäßig fallen lassen kann und dann hatte mich V. nach Hause gebracht.

An diesem Sonntagabend, ich lag schon im Bett, hatte ich endlich genug von der Labil-Marie; ich musste über mich selber lachen: sag mal, Marie, warum glaubst Du, dass V. den Fall souveräner gelöst hätte? Der hat doch schon im Vorfeld gekniffen! Wie er als lebendes Frühwarnsystem bei mir punkten möchte, so daneben für unsere Beziehung, das spricht doch eher dafür, dass er sich eben nicht auskennt mit seinen Abgründen. Was anderes sagt, als er denkt. Und das vielleicht noch nicht einmal merkt. Nein, Marie, Du musst dich nicht verstecken. Du warst mutiger, als die ganze Mannschaft in der Redaktion zusammen. Ich grinste in mein Kopfkissen: jawohl, das war endlich wieder die Marie, mit der ich mich auskannte ... mit der kam ich gut in den Schlaf.

Juni 2007

Berlin genoss den Sommer. Diese Stadt mit ihren endlosen Autokarawanen brachte es um diese Jahreszeit fertig, auch noch nach Blüten zu duften. Die Parks, die See- und Flussufer verströmten eine Duftmischung von blühenden Büschen und Bäumen, die sich wie eine konzertierte Aktion von Akazien und Linden, Jasmin und Rosen über die Stadtviertel von Berlin ausbreitete.

Ich wohnte damals schon in Mitte. Überall stellten die Restaurants jetzt Tische und Stühle auf die Straße. Szenekneipen und Nobel-Restaurants, indisch und thailändisch, türkisch und italienisch, überall saßen Einheimische und Touristen bis weit über Mitternacht draußen. Von meinem Küchenfenster aus, in einer Nebenstraße von Prenzlauer Berg, war ich immer mitten drin. Die Küchendüfte und ein fliegender Teppich aus Gesprächen, zur Nacht hin enthemmter von Wein und Bier, lauter im Kontrast zum einschlafenden Autoverkehr, – das waren unvergessliche Bestandteile meines ersten Berliner Sommers.

7. Juli, 2007

Mein erster Urlaubstag. Die letzten Monate hatte ich mit Arbeit zugehöhnt, um die erlittene Schlappe zu vergessen. War froh, dass ich mit niemand drüber gesprochen hatte. Gestern noch Geburtstagfeier in der Redaktion, V. hatte mich mit einer kleinen Party überrascht. Jetzt bin ich 29.

In fünf Tagen fliege ich für drei Wochen nach New York, in diese Stadt, von der ich schon so lange träume, diesen offenen New Yorkern, die gegen 10 Risiken vielleicht 3 Bedenken setzen; umgekehrt wie in meinem Land. Dort gehöre ich hin. Schmetterlinge im Bauch bei dem Gedanken, dort zu leben. Vor dem Flug würde ich noch meine Wohnung aufräumen. War gerade vom Joggen zurück, hing auf meinem roten Sofa, zu faul, meine nassen Funktionsteile auszuziehen. Ich nahm die Haarspange aus dem Nacken, schüttelte die braunen, glatten Haare. Auf dem abgezogenen Parkett Stapel von Zeitungen, Artikeln, Ordnern. Drei meiner vier Alu-Stühle, Alu-Tisch, Computertisch mit dem summenden Teil, – alles belegt. Nachdem jahrelange Silvestervorsätze nichts gebracht hatten, außer dass ich wegen meines Papierchaos immer ein schlechtes Gewissen hatte, lasse ich jetzt einfach alles liegen bis zum Ferienbeginn. Dann räume ich auf. Vorwiegend eine Wegwerf-Orgie. Aber heute nicht mehr. Morgen.

Das Telefon klingelte. In einer Sekunde saß ich kerzengerade, nach 10 Sekunden stand ich: „Ich komme“, rief ich in den Hörer, schnappte meine Wohnungsschlüssel, schob routinemäßig meinen Mini-Disc-Recorder in die Tasche und war auch schon auf der Treppe.

Adrians Mutter hatte angerufen. Weinend. Ich konnte sie kaum verstehen. Adrian ginge es so schlecht. Er sei zweimal durch den Schultest gefallen. Und, ja! sie wolle sich entschuldigen, für ihre „ekelhafte Attacke“, sie hätte damals alles falsch eingeschätzt. Was musste passiert sein, das diese Frau so umgedreht hatte?

Der Hauptverkehr war vorbei. Ich genoss das hohe Sirren meines Fahrrads. Erst jetzt merkte ich, dass ich noch im Joggingzeug war. Friedrichstraße,

Kochstraße. Die Bungerodts hatten ein kleines Haus in der Ritterstraße in Kreuzberg. Als ich jetzt wieder davor stand, schaute ich zum ersten Mal richtig hin: wie waren die an dieses Haus gekommen? Wie kam dieses flache, viereckige Haus auf einem großen Grundstück zwischen die modernen Mietshäuser? Blumen und Wiese, mäßig verwildert, eingefasst mit einem hohen Maschendrahtzaun. Ich schätze Baujahr 1933, Eckfenster mit roten Klinkern eingefasst, alles massiv, solide, in gutem Zustand. Der Eingang an der rechten Seite ein paar Stufen hoch, davor lag ein gelbes Kinderfahrrad auf dem Boden. Rechts und links der breiten Einfahrt viereckige Ziegelsäulen. Über dem eingelassenen Briefkasten die Klingel. Daneben ein kleines Namensschild: Drjebic/Bungerodt.

Teil 1:

Adrian, – das bedrohte Kind entdeckt seine Macht.

Ich wollte gerade klingeln, als ein rotes Auto direkt neben mir auf den Bürgersteig fuhr und vor dem Tor hielt. Geschmeidig stieg ein Mann aus: „Willst du zu Katja?“ Er schaute mich fragend an. Die Augen! Das waren Adrians zusammengekniffene Augen und auch so weit auseinander. Ich stand vor Adrians Vater. Aber warum duzte er mich? Ach ja, in meinem Joggingaufzug mit den offenen Haaren lud ich wohl dazu ein. Besser hätte ich es mir gar nicht ausdenken können.

Ich spielte sofort mit: „Ja, wir haben eben telefoniert. Sie bat mich, vorbei zu kommen. Ich bin Marie.“ Er streckte mir seine Hand hin. Sie war so groß, dass meine darin verschwand, als ich einschlug: „Ich bin Darko.“ Dann schloss er die Gartentür auf: „Geh ruhig schon vor, ich muss noch das Auto reinfahren.“ Wie er mit Kraft und wenig Mühe die ausladende Eisenstange zur Seite legte, sich wie im Sprung bückte, um die Torsperre am Boden zu lösen – da fiel mir wieder Adrians Begeisterung ein, für den Papa, der „auf Türmen und Hochhäusern herumkletterte“.

Er kam offensichtlich direkt von der Arbeit. Seinen tief in die Stirn gezogenen Haaransatz hatte er in der Mitte gescheitelt, die dunklen Haare straff zum Pferdeschwanz gebunden. Um die Hüften einen breiten Ledergurt mit fünf oder sechs Metallschnallen vorne, gesichert mit Gurten zwischen den Beinen und um die Oberschenkel. Vorne, hinten und an den Seiten kräftige Karabinerhaken in die Gurte eingelassen. Ich schloss mein Fahrrad am Zaun an, während er das Auto in den Garten fuhr, einen Kleinbus. Darko vorne weg, gingen wir ins Haus. Gut gelaunt, seine Stimme hatte etwas Raues, dröhnte er: „Hallo, ich bringe jemand mit!“ Katja lief uns entgegen, hielt mit hochgezogenen Brauen den Zeigefinger vor ihren Mund, flüsterte: „Adrian ist gerade eingeschlafen.“ Wir begrüßten uns. Ihr Gesicht war rot und verquollen. Darko legte seinen Gurt ab, schaute auf seine Armbanduhr, flüsterte: „Wieso schläft er schon? Ist doch mal gerade acht.“

Katja schob uns ins Wohnzimmer, schloss die Tür und, während wir zwei uns an einen großen viereckigen Kiefern Tisch setzten, viel Platz für viele Leute, blieb sie stehen: „Adrian ist heute wieder durch den Schultest gefallen.“ Und schon kamen ihr wieder die Tränen. Darko sprang auf, nahm sie in die Arme: „Was ist da schlimm? Das ist doch kein Grund zum Weinen. Fängt er eben nächsten Jahr an.“ Er holte ein Taschentuch aus der Hosentasche und wollte ihr die Tränen abwischen, aber Katja stieß ihn weg: „Ach, Darko...“

Der große Kerl, in jedem Western-Casting hätten sie ihn genommen, ließ die Arme hängen: „Ja, also dann geh‘ ich mir mal was zum Essen machen.“ Ich hatte den Drang, abzuhauen, was gingen mich die Peinlichkeiten dieser Beziehung an, aber ich blieb sitzen, schaute abwechselnd auf meine Fingernä-

gel und nach draußen, direkt in einen Baum mit winzigen Äpfeln. Entfernt gurrten Holztauben. „Nein, nein, ich mach‘ schon!“ Katja zu mir gewandt: „Darko hat `nen schweren Job und isst kaum was den ganzen Tag. Ich bin gleich wieder da und dann können wir beide uns ja in mein Zimmer setzen.“ Katja ging in die Küche. Als wir allein waren, setzte sich Darko wieder, die Unterarme breit auf dem Tisch: „Bist du ne Kollegin von Katja?“ Was machte Katja überhaupt beruflich? Ich fuhr mir mindesten dreimal mit den Fingern durch die Haare: „Nicht direkt, wir haben uns mal wegen Adrian getroffen; ich bin einfach an seiner Geschichte interessiert.“ Hastig schob ich noch nach: „Aber rein privat.“ Darko zog langsam die Arme vom Tisch, richtete sich gerade auf: „Ah, jetzt weiß ich! Sie sind die Reporterin von die Zeitung.“ Zu meiner Erleichterung wurde er aber eher noch freundlicher, als ich notgedrungen bejahte. „Aber das waren damals ganz andere Voraussetzungen. Jetzt interessiert mich das eher persönlich.“

Darko atmete mit einem Schnaufer aus: „Wissen Sie“, ja, jetzt siezte er mich, „wir laufen hier ja alle mit Maulkorb rum, seitdem das mit Adrian war. Ich trau mich schon gar kein Freunde mehr mitzubringen, ich könnt‘ mich ja verplappern.“ „Und wie sehen Sie das mit Adrian?“ „Also, wenn Sie mich fragen, dann müsste das ganzen Theater nicht sein. Mir tut mein Junge so leid. Dass er da jetzt Medikamente bekommt, als würde das wie krank sein, wenn man andere Leute ihre Gedanken mitbekommt.“ Als er merkte, dass ich nicht widersprach und wirklich an seiner Meinung interessiert war, beugte er seinen Oberkörper über die Arme, die wieder bis zum Ellenbogen auf dem Tisch lagen. Ich tat es ihm nach.

„Ich komme aus Kroatien. Bin da bei meine Großeltern aufgewachsen. Wenn mein Opa zum Fischen rausfuhr, durfte ich immer mitfahren. Morgens die Netze auslegen, nachmittags wieder reinholen. Manchmal blieben wir morgens noch draußen und saßen da, in das glitzernde Meer, angelten und Opa erzählte mir Geschichten. Und aus heiteren Himmel, weit und breit kein Handy, sagte er: „Oma ruft, wir sollen nach Hause kommen!“ Und er wusste auch immer warum: mal war es wegen Sturmwarnung, mal weil das Essen war fertig, mal weil die Ziege war ihr durchgebrannt. Für mich war das wie Sport! Als erstes, wenn wir nach Hause kamen, ich fragte mein Oma: Oma, hast du Opa gerufen? Und warum? Und immer hat es gestimmt.“ Die Erinnerung machte seine Stimme weich, seine Augen schimmerten feucht. Er hob die Arme und schüttelte sie in meine Richtung: „Wie Sport! Wie Sport, verstehen Sie? Das war nichts krank, das war ganz wie Natur. Was haben wir uns immer gefreut darüber!“ Jetzt wurde er ganz leise: „Und wie habe ich mein Opa geliebt, weil er so was konnte. Ich hätte noch soviel von ihn lernen wollen.“

Katja kam mit dem Essen herein. Darko wischte sich mit den Ärmeln seines grauen Sweatshirts über die Augen. „Na, hat er Ihnen die Geschichte mit seinem Opa erzählt?“ Katja stellte den Teller vor ihm auf den Tisch, legte eine Hand in seinen Nacken: „Guten Appetit, Schatz.“ Darko machte sich jetzt mit offensichtlichem Vergnügen über das Essen her; es sah nach Gulasch aus mit Spätzle und Salat. Wann hatte ich überhaupt das letzte Mal gegessen? Katja brachte noch Bier und Wasser, setzte sich jetzt zu uns. Ihre Augenlider waren etwas heller und weniger dick, sie hatte sich wohl geschminkt.

Sie lächelte mich an. Das erste Mal. Ich gab es zurück. Merkte erst jetzt, dass da noch Druck auf meiner Brust war und der ging auch von einem Lächeln nicht weg. Ich war entschlossen, zu gehen, wenn ich es für richtig hielt. „Darko will einfach nicht einsehen, dass wir hier nicht auf dem Dorf leben. Dass in so´ner Großstadt ein Mensch ganz schnell zum Außenseiter werden würde. Außerdem ist das ja bei Adrian ganz was anderes. Du kannst es nicht vergleichen.“ Darko reckte sich links und rechts in den Schultern nach oben und ruderte mit der Gabel durch die Luft: „Ich hab´ nichts zu verbergen. Von mir könn alle wissen, was ich denke. Das ist doch nur schlimm für die Heuchler, dass ihn einer sagt, was sie denken. Das ist doch kein Problem für ehrliche Leut‘!“ Katja drehte die Augen zur Decke, zog die Lippen ein.

Einen Moment später schien sie sich aber zu besinnen: „In einem hast du wohl recht: Adrian hat keine Krankheit, sondern einfach eine ungewöhnliche Naturbegabung!“ Adrians Vater hörte auf zu kauen, legte sein Besteck auf den Teller und drehte von unten sein Gesicht zu Katja: „Sag das noch mal“, raunte er. Katja war ernst: „Darko, heute war der schlimmste Tag für mich und Adrian. In meiner Verzweiflung habe ich Sie angerufen, Frau Kopsch, ich wollte Ihnen einfach mal die ganze Geschichte erzählen. Sie sind nicht betroffen und ich traue Ihnen inzwischen.“ Leise: „Schließlich haben Sie Ihr Versprechen gehalten. Das ist heute nicht selbstverständlich. Das hab´ ich Ihnen hoch angerechnet.“

Darko wollte wissen, was heute schon wieder los gewesen war und warum seine Frau „nach ein halben Jahr Terror“ plötzlich nachzugeben bereit war. Katja schüttelte den Kopf: „Ich warte, bis du fertig gegessen hast.“ Sie blieb ernst. Während ihr Mann weiter aß, fragte sie mich, ob ich mit dem Auto gekommen sei und zeigte sich beeindruckt, dass ich alle Berliner Strecken mit dem Fahrrad fuhr. Und dass sie leider das Auto brauche, weil sie täglich weit auseinanderliegende Stadtteile anfahren müsse. Jetzt erfuhr ich, dass sie Sozialarbeiterin war: „Ich muss Familien aufsuchen und entscheiden, ob Kinder eventuell zu Pflegefamilien gegeben werden müssen.“

Sie sah mir geradeaus in die Augen: „Ist oft sehr belastend für mich, diese Kontrollfunktion; wenn ich dann aber sehe, wie Kinder wieder aufblühen in ihren neuen Familien, das ist auch sehr befriedigend.“ Irrte ich mich, oder war da im Blick ein leichtes Flattern gewesen? Eine Angst, auch sie könnte einmal so kontrolliert werden? Und würde dann Zeugen brauchen, dass sie eine gute Mutter war? – Ich erzählte von meinem bevorstehenden Urlaub in New York. Und dass ich mir damit einen lange gehegten Traum erfülle. Mal raus aus dem Klein-Klein.

Darko war mit dem Essen fertig, brachte seinen Teller in die Küche, setzte sich wieder, faltete die Hände auf dem Tisch wie in der Kirche und schaute Katja erwartungsvoll an: Was kam jetzt? Zuerst musste Katja lachen, schließlich lachten wir alle. Das monatelange Eis schmolz. Katja: „Dass ich heute noch lachen würde, hätte mir heute Mittag niemand erzählen dürfen. – Wir waren für 11 Uhr zum Schultest eingeladen. Adrian spürte meine Aufregung, weil er im Mai schon einmal durchgefallen war. Es war ihm in den letzten Monaten immer schlechter gegangen. Sie haben ihn ja noch erlebt, wie hopsig er sein konnte; jetzt bewegte er sich wie eine Schnecke, sprach auch langsamer und war total desinteressiert.“ Darko schüttelte den Kopf: „Mein armer Adi, was du aus den Jungen gemacht hast. Mein armer Adi!“

„Jedenfalls wurde ich nach dem Test zum Ergebnisgespräch herein gebeten; Adrian sollte draußen warten.“ Katja machte jetzt immer öfter eine Pause. Zog ihre Lippen durch die Zähne. Legte ihre Hände auf dem Kopf übereinander: „Und nach einer Vorrede eröffnete mir der Lehrer, der Adi getestet hatte, der Junge hätte sich mitten im Test langsam nach hinten fallen lassen auf dem Stuhl und hätte gesagt: Ich schaff‘ mein Leben nicht mehr. Ich kann kein normaler Junge mehr sein. Der Lehrer hat ihn ganz erschrocken gefragt, was er denn meine, aber es sei nichts aus ihm herauszukriegen gewesen. Und dann hat der Lehrer mich angeschaut, als müsste ich die Antwort ja wohl wissen.“

Ich war fix und fertig. Habe dann nur was von ärztlicher Behandlung gesagt und ich müsste mich erst mit dem Arzt beraten und würde mich noch mal melden. Und dann habe ich da in der Schule auf der Bank im Flur gegessen und meinen Adi im Arm gehalten und konnte überhaupt nicht aufhören zu heulen.“ Und noch einmal wiederholte sie ganz leise: „Ich schaff‘ mein Leben nicht mehr. Ich kann kein normaler Junge mehr sein.“

Stille im Raum. Draußen leuchtete der Himmel noch blaßblau, aber die Sonne war untergegangen. Vereinzelt hörte man letzte Amselgesänge. Autoverkehr weit weg. Ich kam mir wie ein Voyeur vor, in dieses Drama einfach so reingeschneit zu sein. Aber Katja hatte sich wohl etwas dabei gedacht, mich einzuladen. Nach einer langen Stille stützte Katja ihre Ellenbogen auf den

Tisch, legte die Hände vor ihr Gesicht, als wollte sie nicht sehen, was ihr bevorstand: „Darko, du hattest recht, ich hätte Adrian akzeptieren sollen, wie er war. Ich werde ihm gleich morgen früh sagen, dass er die Pillen nicht mehr zu nehmen braucht.“ Und so leise, als sagte sie es nur zu sich selbst: „Ich habe nicht die geringste Ahnung, was das für uns alle bedeutet.“

Darko stand schwer auf, stellte sich hinter Katja, umarmte sie über ihren Brüsten: „Dann können wir ja wohl alle aufatmen. Ich bin stolz auf mein Adi. Letztendlich hat er es ja entschieden: ich kann nicht mehr und basta. Du wirst sehen, es wird noch alles gut.“ Er küsste sie auf ihre Haare, verabschiedete sich dann von mir, murmelte etwas, dass er morgen früh raus müsse und ging aus dem Zimmer.

Katja stand auf, machte Licht, bat mich auf die andere Seite des Raums, mit breiter Glasfront und Tür zur Terrasse. Wir ließen uns auf die beiden Sofas nieder, diese weißen Stoffteile von Ikea, auf die man bei ebay so lange warten muss. Nach soviel Drama fand ich es natürlich, endlich meine Laufschuhe auszuziehen. „Roibuschtee?“ „Au ja.“ Nach einer Weile kam sie mit einer Thermoskanne, goss uns ein und wir versenkten uns in unsere Henkeltöpfe. Ich genoss es, wie weit weg wir waren von unserer ersten Begegnung.

Katja hatte das Bedürfnis, mir alles zu erzählen. Alles, was sich schon vor unserer ersten Begegnung abgespielt, sie es mir aber damals verheimlicht hatte. Ich preschte vor: „Was halten Sie von der Idee, alles auf Kassetten aufzunehmen, falls das später mal wichtig sein sollte? Selbstverständlich verwende ich nichts davon ohne Ihr Einverständnis.“ Zu meiner Überraschung willigte sie sofort ein: „Ich wollte Sie auch darum bitten. Man vergisst ja alles so schnell. Oder ein anderer verdreht es.“

Da war sie wieder, die Andeutung einer Angst, es könnte jemand ihre erzieherische Kompetenz anzweifeln. Natürlich! Jetzt verstand ich ihren Kampf! In ihrem Beruf wurde sie täglich mit diesen Dramen konfrontiert. Sie erlebte die Verzweiflung der Mütter hautnah mit, die ihr Kind hergeben sollten, weil sie es angeblich nicht richtig versorgten. Jetzt entschied sie darüber. Sie konnte vielleicht selber in die Lage kommen, dass jemand anders ... Katja nickte noch einmal: „Prima Idee.“ Diese Frau! Und ich konnte ihr sogar folgen, warum es jetzt plötzlich eine „prima Idee“ war, mit einem Minirecorder in den intimsten Bereich ihres Privatlebens einzudringen.

Zwei weiße Sofas über Eck und auf jedem eine Frau in der Mitte. Katja rauchte. Nach mehreren Anläufen schaute sie mich von der Seite an: „Sie müssen mich für verrückt halten. Von einem Extrem ins andere.“ Ich merkte, wie sie sich konzentrierte. Sie wollte mir offensichtlich zeigen, dass ich ihr

jetzt wichtig war, dass sie unsere erste Begegnung mit einer anderen Katja übermalen wollte: „Ich brauche einen neutralen Menschen, mit dem ich reden kann über Adrian. Darko und meine Mutter...sie sind liebe Menschen..., aber sie bringen mich oft zur Weißglut mit ihrer Naivität. Und sonst weiß es ja keiner außer Ihnen.“ Sie schaute mich an. Ich nickte. Und noch immer hatte sie so eine Hoffnung, es könnte sich um etwas Vorübergehendes handeln, um eine kleine Laune der Natur: „Vielleicht...manchmal denke ich...vielleicht mache ich mir ja unnütze Sorgen, ... aber wenn nicht...“ Sie lehnte sich zurück, holte tief Luft, schaute mich direkt an: „Wenn nicht, kann ich dann mit Ihnen rechnen?“ Ich dachte nicht nach. Ich wusste nicht, was das bedeuten könnte, ja zu sagen. Ich sagte es einfach.

Schaltete den Recorder ein, streckte mich auf dem Sofa aus. „Gute Idee“, sagte sie und tat es mir nach. Zwischenspiel: im selben Moment hoben wir die Köpfe, lachten uns an wie Teenies im Ferienlager, sprangen gleichzeitig wieder auf und umarmten uns. So standen wir, bestimmt fünf Sekunden. „Danke, dass Sie heute gekommen sind. Ich bin Katja.“ „Ich bin Marie.“

Wir legten uns wieder hin. Ich schob mir eine Rolle unter den Kopf, legte mich auf die Seite. Ich wollte Katja sehen, während sie sprach.

„Das war im Januar. Wir hatten gerade Ärger mit dem Dach gehabt. Der Schnee hatte sich an den Schornsteinrändern durchgedrückt, als es taut. Die Dachpappe war undicht und braunes Wasser lief bei uns drin an den Wänden entlang. Darko hat mit seinen Kumpels alles repariert, aber es war viel durcheinander, drinnen und draußen. Es war ja noch Schnee auf dem Dach und die Jungs waren ganz schön gefordert. Da lief natürlich unser Adrian ein bisschen nebenher, und deshalb haben wir es auch gar nicht beachtet, dass er irgendwie anders war. Unser kleiner Knuddelbär war plötzlich so ruhig beim Essen, wollte nicht mehr in den Kindergarten gehen, weinte beim kleinsten Anlass. Ich weiß noch, ich dachte, wenn alles wieder seine Ordnung hat, wird es schon wieder besser gehen. Wir schoben das wirklich auf die Bauerei.

So ging er erst mal nicht in den Kindergarten und ich brachte ihn morgens zu meiner Mutter nach Schöneberg. Sie wohnt in der Akazienstraße in einer Altbauwohnung. Hach, die Oma ist ja die Allergrößte!“ Katja zog sich mit zwei Fingern an der Nase: „Da bin ich abgemeldet, wenn er bei ihr sein kann. Ich will aber nicht, dass er zu oft hingehet, weil...“ Katja stockte, zog die Beine an, streckte sie mit einem Ruck wieder aus. Noch einmal und noch einmal. „Ich hasse meine Mutter! Mit ihrer aufgesetzten Heiterkeit, ihrem esoterischen Gerede. Für alles hat sie immer ihre Lösungen; möglichst gleich für alle mit, die um sie rum sind. Was hat die Frau mich als Kind auf die Palme gebracht. Mit diesen Büchern, die überall herumlagen. Botschaften

aus dem Universum. Erkenntnisse höherer Welten. Hauptsache nicht von dieser Welt. Ich hatte immer Angst, dass meine Schulkameraden das mitbekommen, dass ich so eine Spinnerin als Mutter habe. Sie war Grundschullehrerin. –

Nun kannst Du Dir vorstellen, wie begeistert ich bin, meinen Adrian diesem Einfluss auszusetzen. Und ich denke mal, dass sie an allem zumindest mitgewirkt hat, was passiert ist. – Jedenfalls waren wir dann mit dem Renovieren fertig und Adrian war immer noch so komisch und weinte, er wolle bei der Oma schlafen. Also gut, wir packten sein Köfferchen und brachten ihn ein paar Tage zu ihr. Drei Tage waren ausgemacht und die Oma würde ihn zurückbringen. Die heißt übrigens auch Bungerodt, Ingeborg Bungerodt. Darko und ich sind nicht verheiratet.

So klingelte es am dritten Abend und ich ging an die Tür. Das muss etwa eine Woche vor dem Tag gewesen sein, an dem du aufgetaucht bist, Marie.

Gleich, als ich die Tür öffnete, sah ich meiner Mutter an, dass etwas in der Luft lag. Adrian klammerte sich dicht an sie, als sie reinkamen. Ich fragte, ob sie es schön gehabt hätten. Aber meine Frage blieb unbeantwortet in der Luft hängen. Ich weiß noch, ich fing auf der Stelle an zu frieren.“ Katja schlang ihre Arme um den Oberkörper, als hätte sie die Kälte von damals wieder eingeholt. Stand auf und kam zu mir rüber, die Augen wie durch mich durch bei dem, was damals passiert war. Ich spürte plötzlich auch meinen Magen zittern. Sie ging zum Fenster, sprach nach draußen: “Ich beugte mich zu meinem Kleinen: Was ist denn, mein Schatz? Er umarmte mich irgendwie steif. Das war doch nicht mein Adi: Mama, ich muss dir was erzählen, flüsterte er mir ins Ohr. Meine Mutter stellte das Köfferchen hin und wollte gehen, aber Adrian bettelte: Nein, Oma, bleib‘ noch! Meine Mutter sah so konzentriert aus. Mir wurde jetzt richtig bange: Was ist denn, Mutter? – Das ist jetzt nicht einfach für dich, Katja. Wir standen noch immer im Vorraum.

Und dann erzählte sie: wie Adrian geweint und seine Oma um Hilfe gebeten hatte. Und wie es dann aus ihm herausgesprudelt war. Willst du nicht weiter erzählen, hat sie Adi gefragt. Aber als er wild den Kopf schüttelte, hat sie weitergesprochen: Katja, Adi hört offensichtlich mehr als andere Menschen. Ich muss ziemlich grimmig geguckt haben. Jedenfalls wurde meine Mutter jetzt etwas lauter: Katja, ich kann nichts dafür. Ich weiß, was ich jetzt erzähle, wird dich aufregen, aber ich kann dir das nicht ersparen! – So, wie es Adi beschreibt, hört er, was andere Menschen denken. Das ist wohl schon einige Zeit so, aber erst jetzt, vor einigen Wochen hat er entdeckt, dass es bei anderen nicht so ist und das hat ihn so in Schrecken versetzt.

Also, irgendwie war ich wütend über so einen Blödsinn, aber andererseits erleichtert, dass es nur so eine Spinnerei war und ich bückte mich zu meinem Kleinen, nahm ihn in den Arm: also, kommt mal ihr beiden; jetzt hole ich erstmal eine Schorle und Kuchen und wir gehen ins Wohnzimmer. Aber ich hatte nicht viel Glück damit, die beiden blieben steif. Und als wir hier auf den Sofas gelandet waren, ging es weiter: Katja, der Junge leidet unter deinen Gedanken. Wenn ihr alle zusammen am Tisch sitzt, bekommt er mit, dass du über Darko ganz verächtlich denkst, dass du ihn in Gedanken einen Dorftrottel nennst und dass man sich nicht mit ihm unterhalten kann.

Boah, wurde ich wütend: Mutter, jetzt komm nicht mit deinen Esoteriknummern! Das hast du doch dem Jungen eingeredet. Ich sprang auf, rannte im Zimmer auf und ab. Woher soll das denn kommen, außer von dir? Adrian ist doch sonst ein ganz normales Kind! Mein armer Adi rollte sich jetzt auf dem Sofa zusammen und weinte leise.

Ich öffnete die Terrassentür. Der Wind fuhr mir eisig ins Gesicht; das konnte ich jetzt gebrauchen. Keiner sagte ein Wort, aber mir war, als würden wir lieber alle schreien. Irgendwann schloss ich das Fenster. Setzte mich zu meinem Kleinen. Lächelte ihn an. Er kniff die Augen zusammen, als würde ihn etwas blenden; das macht er öfter so. Ich versuchte es noch einmal mit Vernunft: Adilein, das hast du dir so zusammengereimt. Das mit dem Dorftrottel, das hat doch der Papa selbst im Spaß gesagt: Ich bin doch dein Dorftrottel, weil er doch vom Land kommt und nicht so gut deutsch spricht. Und dann hast du gemeint, es wären meine Gedanken. Papa und ich haben dich so lieb. Du bist doch unser liebster Kuschelbär.

Aber als ich ihn umarmen wollte, da begann er so zu schnaufen, der Mund stand ihm offen wie einem kleinen Fisch, der im Netz auf Deck geworfen wird. Ich war ganz schön fertig und guckte zu meiner Mutter rüber. Die sagte: Katja, ich fürchte, so einfach ist das nicht. Vertrau ihm. Hör' ihm zu. Ich hab' dir noch nicht alles gesagt.“

Katja entdeckte, dass ich auch noch da war. Kam zu mir, ging vor mir in die Hocke, schaute mich an: „Das war ein scheußlicher Moment für mich. Ich möchte die Dinge immer ganz praktisch lösen und jetzt war da diese Frau, hm, wie soll ich das sagen; sie war meine Mutter und ich wollte mit ihr auskommen auf einer normalen Ebene, dass heißt für mich: parterre. Und bis jetzt hatte sie sich auch daran gehalten und kam mir nicht mit ihren Spinnereien, – aber plötzlich verdrehte sich alles. Plötzlich übte sie Druck auf mich aus und das wohl auch noch im Auftrag meines eigenen Kindes. War das wirklich so, dass mein Junge mir nicht alles erzählen konnte?

Kannst du verstehen, wie es mir ging?“ Ja, ich sagte Katja, dass ich den Druck gut nachvollziehen könnte; er sei ja jetzt noch zum Greifen nah. Sagte ihr nicht, dass ich diesen Druck unerträglich fand und am liebsten rausgerannt wäre, auf meinem Fahrrad durch die frische Luft auf und davon. Aber die Neugier behielt die Oberhand. Schließlich hatte ich ihre Bekanntschaft gesucht, weil ich etwas über ihr Kind wissen wollte. Und jetzt, in diesem Augenblick, war sie im Begriff, mir den Gefallen zu tun.

Katja ging wieder zu ihrem Platz, sprach weiter: „Bisher hatte ich gedacht, dass das bei anderen Familien so war, aber doch nicht bei mir. Wie oft hatte ich Eltern geraten, ihren Kindern mehr zuzuhören! Und jetzt setzte mir meine Mutter das Knie auf die Brust, weil ich meinem Jungen nicht richtig zuhörte? Aber es ging nicht um meine Mutter. Es ging um mein Kind. Ich habe mich plötzlich echt aufgerafft: Adrian, du kannst mir alles erzählen. Ich hör dir zu!

Endlich! Endlich hat er mir geglaubt. Er setzte sich gerade hin, schaute noch mal zur Oma und als sie ihm zunickte, fing er an: Mama, ich will ja ein ganz normaler Junge sein. Ich will ja gar nicht das Denken von den Anderen hören oder sehen. Aber es passiert einfach. Ich hab gedacht, das hat jeder, aber der Niko im Kindergarten hat gesagt, er hat das nicht...und ich würde spinnen! Adrian ist wieder kurz davor, zu weinen. Ich frage: Was hat denn der Niko damit zu tun? – Und Adi: ich hab doch sein Denken gehört, wie er sich Sorgen macht, weil seine Mutter kein Geld hat. Da hat er gedacht, er geht an der Tante Sabine ihr Portemonnaie, das hat die immer in ihrer Manteltasche. Und dann war er auf'm Klo und als er wiederkam, hab' ich nur gesagt: Haste das Geld für deine Mama? Aber da..., jetzt rollen ihm wieder die Tränen über die Backen.

Adrian fuchelt wild mit den Armen: da hat der Niko sich ganz doll aufgeregt. Wie'n Tiger hat er mich angeguckt. Warum weißt du das? hat er mich gefragt und ich hab's nicht verstanden, weil er hat es doch gedacht, deshalb hab ich es doch gewusst. Ich habe doch geglaubt, jeder hört die Gedanken von den Anderen.“ Katja holte tief Luft, atmete sie lange bis zum letzten Rest wieder aus, schaute dann zu mir rüber: “Ach Marie, es tut so gut, dass ich dir das erzählen kann! Das ist ja so eine irre Geschichte. Dass ausgerechnet mir so was passieren muss,“ sie lachte über sich selber,“ wo ich doch so auf Normal stehe.“ Eine warme Welle von Mitgefühl begann mich für sie einzunehmen. Ich fing an, zu verstehen, wie einsam Katja in dieser Not war, warum ich plötzlich so wichtig geworden war für sie. Noch ein tiefer Schnauer und sie sprach weiter:

„Vor lauter Rotz und Wasser kann Adrian kaum sprechen. Ich putze ihm die Nase, setze mich neben ihn, nehme ihn in den Arm. Jetzt spricht er leichter: Die Oma hat gesagt, der Niko hat recht. – Was soll das denn jetzt?

Meine Mutter und ich schauen uns an. Sie schweigt. Dafür sagt es Adrian: Keiner kann hören, was andere denken. Und dann hat Niko noch gesagt: Du bist nicht normal...du bist...du bist... Adi schnappt nach Luft, ich spüre seine Tränen durch den Pullover auf der Haut. Und endlich kommt's: Du bist ein Spinner. Du bist nicht mehr mein Freund. Ich umarme Adi noch fester und er umklammert meinen Hals. So sitzen wir da und dann wird es ganz nass an meinem Ohr und Adrian flüstert: Bist du noch meine Mama, wenn ich ein Spinner bin? Hast du mich dann noch lieb?“

Katja sagte lange nichts. Ich sah sie immer öfter schlucken. Dann trommelte sie mit beiden Händen auf das Sofa, fauchte, wippte immer schneller mit dem Oberkörper vor und zurück und von einer Sekunde zur anderen schüttelte sie ein lautloses Weinen. Sie presste die Hände vor den Mund, aber dann sprang sie auf, riss die Arme hoch und ließ ihr Weinen herausschießen. Ja, es klang wie Salven von Geschossen. Der Raum war sofort voll davon. Ich wollte weglaufen; aber es steckte mich auch irgendwie an.

Ich legte den Zeigefinger auf die Stopptaste vom Recorder, zog ihn wieder weg. Katja rannte hin und her. Krümmte sich. Reckte sich nach oben. Die Stöße kamen so dicht hintereinander, würgten sie; krampften sich zu einem lautlosen Rausschütteln, wo gar kein Atem mehr da war. Zeitweilig konnte ich es von einem Lachanfall kaum unterscheiden. Und dann wieder ein lautes Einziehen der Luft. So habe ich noch nie jemanden weinen sehen. Nicht mal im Kino. Es war, als hätte dieses Weinen Katja erstürmt wie eine Festung. Etwas tief in ihrem Bauch hatte die Führung übernommen und jagte sie durch ihren Schmerz, ihre Wut, ihre Angst.

Ich erlebte das so heftig mit, wie ich noch nie gefühlt hatte. Ich war drin in ihr. Ich war mit überwältigt. Mein Körper glühte selbst. Das war hier kein Kino. Ich kam selbst in einer Tiefe mit mir in Berührung, von der ich bisher nur von anderen gehört hatte. – Endlich ebten die Salven ab, schlaff warf sich Katja bäuchlings auf das Sofa. Wimmerte, wimmerte lauter und dann drückte ihr der Bauch einen heulenden Ton aus der Kehle. Laut, langgezogen. Heulte so ein Wolf, der sein Rudel verloren hat? Wir waren in Berlin. Mitten in Kreuzberg. Nebenan schliefen das Kind und der Mann.

Es war still im Raum. Die Luft zum Atmen war jetzt leichter für mich. Katja griff sich eine Decke von der Lehne, hängte sie sich um die Schultern. Im Aufsetzen nahm sie ihre Zigarettenschachtel, wollte eine Zigarette rausnehmen. Aber dann warf sie die Schachtel wie eine Frisbeescheibe in den Raum. Sie bibberte, die Zähne schlugen ihr aufeinander, aber tatsächlich, sie lachte: „Was bin ich doch für ein Arschloch! – Verrate mein eigenes Kind – feine Mutter.“ Sie griff sich in die Haare, strich sie nach hinten, gleich standen sie

wieder wie ein Flammenkranz um ihr Gesicht, schüttelte den Kopf: „Armer Adrian.“

Plötzlich schlug sie sich auf die Oberschenkel: „Aber das machen wir jetzt anders!“ Schaute zu mir rüber. Ich war irritiert. Warum strahlte sie geradezu? Ich war noch ganz benommen, wusste nicht, wie ich ihr mein Mitgefühl zeigen sollte, und sie leuchtete geradezu vor Zufriedenheit: „Danke, dass ich dir das zumuten durfte. Das war jetzt genau das, was ich gebraucht habe. Nie im Leben hätte ich das alleine geschafft.“

Sie sprach von den letzten Stunden wie von einer Bergbesteigung. Wie funktionierte das? Mich jedenfalls hatten sie umgehauen. Katja sah wohl meinen irritierten Blick, stand auf und brachte Schokolade aus der Küche. Stand eigentlich nicht auf meinem Speiseplan. Heute war Ausnahmenacht. Heute schoben wir die zwei Tafeln rein wie Knäckebrötchen. Als Katja fragte, ob wir Schluss machen sollten und ich zurück fragte, ob denn alles gesagt sei, schüttelte Katja den Kopf: „Das Dollste kommt noch.“ Es war vier Uhr. Draußen dämmerte der Tag herauf. Ich war so hochgedreht. Müde? Nein. „OK!“ Katja machte noch einen Kaffee und wir bezogen wieder unsere Positionen auf den Sofas.

Ich drückte auf Aufnahme. „Wo war ich stehengeblieben?“ „Wie Adrian dich fragt, ob du noch seine Mutter sein willst, wenn er ein Spinner ist.“ „Au weh“, Katja sagte lange nichts. Und als sie das Damals ins Gedächtnis rief, kam es mir so vor, als spräche sie jetzt über eine andere Katja, eine, zu der sie jetzt Abstand hatte, nach der „Bergbesteigung“, eine, für die sie geradezu Mitgefühl empfand: „Ich war total überfordert. Die Vorstellung, dass mein Adi jeden meiner Gedanken registrierte, – das hat mich so aus der Fassung gebracht. Er muss ja mitbekommen haben, dass ich nichts anderes im Sinn hatte, als das abzustellen.“ Sie lachte leise: „Ich wollte die Situation wieder unter Kontrolle bekommen. Mein armer Adrian. Da gab es keine Freundin, keine Mama in meinen Gedanken. Da waren wütende Attacken gegen seine geliebte Omi, diese Spinnerin hat meinen Jungen zum Spinner gemacht.“

Katja wurde ernst, setzte sich auf: „Da war aber noch ganz was anderes. Das wird mir jetzt erst klar. Ich wollte diese Tür zuhalten, an der meine Mutter immer gerüttelt hatte. Gegen meinen Willen sozusagen. Verdammst noch mal, ich wollte selbst herausfinden, wie Leben funktioniert. Was sollten mir ihre anderen Welten? Ich wollte mit den anderen Menschen auskommen, dazugehören. Ich hatte genug zu tun, in meiner Welt zurechtzukommen. Und dazu gehörte bis zu dem Tag auch, dass ich irgendwo dicht machen konnte. Tür zu. Basta. Was ich für mich behalten wollte, das sagte ich eben nicht, ganz einfach.“ Katja erwärmte sich offensichtlich wieder, warf die Decke ab.

„Und jetzt das. Mein eigener Sohn kriecht mir in jeden meiner Gedanken. Das ist doch geradezu...unanständig.“ Ich nickte ihr vehement zu. Sie sprach genau das aus, womit ich mich die letzten Monate herumgeplagt hatte: „Das ist doch Voyeurismus. Ja, verdammt, das ist doch obszön, oder?“ Das konnte ich nur zu gern bestätigen. Und fühlte mich mit meinem Einbruch im Februar, ja, als das wollte ich ihn ruhig bezeichnen, nicht mehr so allein. Ich hatte plötzlich eine Schwester. Katja begann zu singen: „Die Gedanken sind frei, wer will sie erraten? Freiligrath, oder? Das war irgendwann um 1850, oder? Ich hab’ in der Schule nicht gut aufgepasst, aber das habe ich nicht vergessen: dass die Deutschen zu feige waren, Revolution zu machen gegen ihre Herrscher. Das war dann so eine Art Trostlied: Es bleiben uns ja immer noch die Gedanken. An die können die Spitzel vom König nicht ran.“ Sie sang wieder: „Die Gedanken sind frei, wer will sie erraten?“

Wie ein Schießbudenbesitzer auf dem Jahrmarkt rief jetzt Katja in den Raum: „Und damit ist jetzt auch Schluss, Leute! Adrian, der Gedankenhörer ist da! Die letzte Bastion eures Privatlebens wird erstürmt!“ Katja ließ sich zusammensacken und wiegte sich hin und her. Murmelte in meine Richtung: „Kann ich mich wirklich drauf verlassen, dass du dicht hältst? – Absolut?“

Mir war nach dieser kleinen Szene noch klarer, was auf dem Spiel stand und nickte ihr zu: „Absolut.“ „Wo waren wir stehengeblieben? Ich will da jetzt durch.“ Wir schauten gleichzeitig auf unsere Uhren. Es war halb fünf: „Gleich steht Darko auf, der wird uns für verrückt erklären, wenn er uns noch hier sitzen sieht.“ Sie kicherte, konzentrierte sich wieder: „Ich war also stinkwütend, dass mich mein Sohn mit so’ner irren Story konfrontierte. Gleichzeitig habe ich ihn ja so lieb. Er ist mein Sohn! Und ich wollte ihm doch in seiner Not beistehen. Aber ich war außerstande, etwas Beruhigendes zu denken...und wie gesagt...je mehr ich daran dachte, dass er das ja alles mitbekommt, desto chaotischer ging es in meinem Kopf zu.

Schließlich begann ich auch zu heulen. Adi und ich wiegten uns beide hin und her. Von weitem hörte ich, wie sich meine Mutter leise schnäuzte und dann konnte ich es endlich sagen. Nur das schien mir jetzt ein Trost zu sein für ihn: Ich hab dich lieb, Adilein. Du bist ein ganz normaler Junge. Du bist kein Spinner. Und dann wurden wir allmählich ruhig.“ – Katja schaute zu mir rüber. Ja, ich war wach. Ich hörte zu.

„Ich weiß nicht, wie lange wir so gegessen haben, aber ich wollte einfach nicht wissen, wie es weitergehen soll. Vielleicht lag es auch in der Luft, dass es noch schlimmer kommen würde? Jedenfalls ließ mich mein Kleiner plötzlich los, setzte sich aufrecht hin, und dann hat er erst tief geseufzt, so als wolle er sich Mut machen und dann ging’s los. Erst zögerlich, falls ich vielleicht gleich wieder ausraste, aber dann: holla!“ Katja lehnte sich zurück, schloss die Augen, schüttelte ab und zu den Kopf und überlegte offenbar, was da jetzt auf meinem Recorder landen sollte von ihr. Sie setzte ein offi-

zielles Gesicht auf: „Es ist mir bis heute nicht möglich, wiederzugeben, was genau Adrian gesagt hat. Von zitternden Dielen war die Rede und dass das Wasser in den Heizkörpern jammert und anschwillt, wenn ich wütend bin. Und Adrian wirbelte dabei mit den Armen herum, um es mir anschaulich zu machen. Ich weiß noch, dass ich anfing, Adrian zu schütteln und geschrien habe: Hör auf! Adrian, du steigerst dich in etwas rein. Das ist nicht wirklich! Das ist deine Fantasie! Viele Kinder haben eine blühende Fantasie. Das ist aber nicht wirklich.

Ich werde das nie vergessen! Adrian blieb ganz ruhig und sagte leise, so leise, ich konnte es kaum verstehen: Du glaubst mir nicht, Mama, aber von deiner Panik, da passiert jetzt was in unserer Wohnung. Ich weiß nicht, wie ich es dir zeigen kann. Hinter der Tapete, da ist jetzt alles durcheinander. Als wenn das rieselt oder wie wenn es rauscht! Mein armer Adrian sah mein verstörtes Gesicht und überlegte offensichtlich, wie er mir das erklären könnte: Wenn du den Zucker aus der Tüte in die Zuckerdose schüttetest, Mama, dann hört sich das auch so an. An der Tapete ist es nur viel versteckter. Er sprach immer leiser; er sah es mir ja an und noch schrecklicher, er hörte meine wirklich panischen Gedanken. Er wusste also genau, wie es um mich stand. Dann war er still, schaute mich aber weiter an, ergeben in sein Schicksal. Irgendwie auch erleichtert, dass er es hinter sich gebracht hatte. Er schaute wie: so Mama, jetzt habe ich alles gesagt und jetzt mach mit mir, was du willst.“

Katja blitzte mich an: „Ich möchte die Mutter sehen, die jetzt interessiert nachgefragt hätte, ach, das ist ja total aufregend, da kannst du ja mehr als ich, und so weiter, in dieser Tonart.“ Und unvermittelt fragte sie mich: „Wie hättest du denn reagiert, Marie?“ Ich spielte wieder einmal Finger-durch-die-Haare-ziehen: „Du, ich bin noch so benommen...was du da eben erzählt hast...das könnte doch wirklich Fantasie sein. Ich glaube, wenn das mein Sohn gewesen wäre, ich hätte genauso reagiert wie du.“ Katja nickte erleichtert: „Nehmen wir mal an, das ist alles wahr. Was macht das aber für einen Sinn?“ Ich zuckte mit den Schultern und Katja wirkte nun wie ein Wunder an Gelassenheit: „Die Zeit wird es zeigen. Ich kann jetzt nichts anderes mehr tun, als es so zu nehmen wie es ist. Aber so weit war ich damals noch nicht. Ich war überzeugt, dass Adrian, na ja, vielleicht nicht krank, aber irgendwie gestört war.

Und so war ich fest entschlossen: „Das kommt alles in Ordnung, Adi. Wir gehen zu Dr. Schellenboom, der hat dir doch immer geholfen. Du wirst sehen, der hilft dir diesmal auch wieder.“ Ich sehe ihn noch vor mir sitzen, meinen Kleinen, wie er nickte. Aber eher so, als sollte er zur Schlachtbank geführt und nicht von einem Übel befreit werden.“

Draußen gingen Türen und gleich stand auch Darko im Zimmer: „Sitzt ihr immer noch von gestern Abend hier? Ihr seid ja verrückt! Sich so die Nacht um die Ohren schlagen.“ Wir mussten beide lachen: „Ihr seid ja super drauf! Na, dann lass ich euch mal. Ich komm‘ schon zu Recht mit das Frühstück.“

Längst schien die Sonne durch die Gardinen. Ich spürte jetzt mein übernächtiges Gesicht und ein zwingendes Bedürfnis nach Schlaf. Wie sollte ich so müde mit dem Fahrrad durch den Morgenverkehr kommen? Da meinte Katja: „Komm, wir schlafen jetzt einfach. Ich habe mir heute frei genommen. Wenn Adrian aufwacht, wird er uns schon wecken.“ Ich machte noch den Recorder aus und muss sofort eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war Katjas Sofa leer. Ich schaute auf die Uhr. 12 Uhr mittags. Ich streckte mich. Was für eine Nacht!

Da lag ein Zettel: „Guten Morgen, Marie! Ich hoffe, du konntest ausschlafen. Bin dir unendlich dankbar für diese Nacht! Jetzt kennst du die Geschichte, – bis auf den Teil mit dem Arzt, zwei Tage, nachdem du damals aufgetaucht warst. Ich habe auch noch eine Idee: wenn du willst, kannst du meine Mutter befragen. Die hat ja noch mal einen ganz anderen Blickwinkel. Vielleicht sehe ich ja alles viel zu dramatisch. Ich gebe dir mal ihre Adresse: Ingeborg Bungerodt, Akazienstraße 54b in Steglitz, Telefon 030-774067109. Vergiss mein wütendes Gerede. Sie ist ganz in Ordnung. Grüß` sie. Ich melde mich bald bei ihr. Wann fliegst du nach New York? Gruß Katja. PS: Adrian und ich sind im Schwimmbad.“

Mein Kopf war abgefüllt bis obenhin. Ich suchte und fand die Dusche. Bestimmt 20 Minuten ließ ich das heiße Wasser über mich laufen. Ich weiß nicht, wie ich gefahren bin mit meinem Rad, – das verpennte Joggingzeug am Leib, ich lag mir selber quer im Magen. Zuhause zog ich mich um und aß ausgiebig beim Inder. Aber mein Kopf blieb wie tot. Nein, bitte nichts von heute Nacht. Überhaupt, ich wollte mich frei fühlen, von der ganzen Adrian - Geschichte Abstand zu nehmen. Ich könnte noch heute Abend Katja anrufen und mein Versprechen zurücknehmen, sie zu unterstützen. Bei dem Gedanken ging es mir schon besser.

Inzwischen habe ich meine Aufräum-Orgie gefeiert. Die Wohnung ist so gut wie leer, die Papiertonnen unten so gut wie voll. Einiges ist in den richtigen Ordnern verschwunden. Das war heute genau die passende Tätigkeit. Noch einmal geduscht und jetzt sitze ich hier in meinem weißen Bademantel. Gleich werde ich mich an eine richtig gute Schnulze ranzappen...und wenn es klingelt ... hört es irgendwann auch wieder auf.

Am nächsten Morgen. Es hatte nicht geklingelt gestern Abend. Habe ich gut geschlafen? Ich weiß nichts davon, nicht einmal, wie ich eingeschlafen bin.

Tatsache ist, dass mein Kopf wieder Lust hat, zu denken. Na prima. Ich habe Urlaub. Mir steht ein ausführliches Frühstück unten bei Max zu. Ich werde das Handy und Katjas Brief mit der Adresse ihrer Mutter mitnehmen. Mal sehen, vielleicht, mal sehen.

10. Juli, 2007

Morgen früh mein Abflug nach New York. Habe alles gepackt. Im Koffer 60 Adressen von interessanten Leuten. Mich verabreden in Szenetreffs mit Journalisten, Autoren und Künstlern, – absolute Wunscherfüllung.

Zeichne jetzt noch zu Ende auf, was im Zusammenhang mit Adrian bisher passiert ist, damit ich drüben den Kopf frei habe. Was danach passieren wird – völlig offen. Vielleicht haben ja die Medikamente das Kind so verändert, dass sein Geheimnis verschwunden ist, auch wenn es die Medikamente nicht mehr nimmt? Ich merke gerade, dass ich in dem Fall traurig wäre. Nicht nur wegen der Arbeit, die ich da schon investiert habe, sondern ... ja? Sondern was? –

Ich bin da mit etwas in Berührung gekommen, von dem ich vorher nichts wusste. Adrian hat nur den Auslöser gespielt, ohne es zu wissen. Diese Art Nachdenken über mein Denken, wie es funktioniert und vor allem, wie wenig Macht ich darüber habe bis jetzt, – das kannte ich vorher nicht.

Ich sitze auf meinem Balkon. Vor mir die dicke Kastanie mit Vogelgetümmel. Mindestens 100 Leute im Wohnkarree holen sich von dem Baum ihre tägliche Ration Wellness. Ich denke an V. Mit seiner Befürchtung, damals im Schlosspark, hat er das damit gemeint? Dass ich nachdenklich werde? Dass ich mein Denken hinterfrage? Hast du eine Ahnung, lieber V., was sich in deinem Kopf abspielt? Ich bin gespannt, wie lange es dauern wird, bis ich dich das fragen werde. Wohl ist mir nicht bei der Vorstellung, was dann passiert. Zusammen schlafen, na gut, aber gleich soviel Intimität? Ich wünschte, ich täusche mich.

Klar, dass ich Adrians Oma angerufen habe. Warum bin ich sonst Journalistin geworden? Sie wusste schon, dass Adrian durch den Schultest gefallen war, aber nicht, dass Katja sich entschlossen hatte, die Medikamente abzusetzen. Sie schien sehr erleichtert. War aber sehr zurückhaltend am Telefon. Auch ein Treffen mit mir nahm sie nur zögernd an. Sie war offensichtlich verunsichert, was sie nun sagen durfte und was noch unter Katjas Schweigeverordnung fiel. Als ich kam, hatte Katja aber wohl telefonisch Entwarnung gegeben.

Die Akazienstraße, – Sinnenlust pur. Läden und Restaurants – Kulinarisches in allen Preislagen. Läden mit Edelsteinen, Kerzen, Duftölen, indischen Mö-

beln, Blumen, Klamotten und diese Kiez-Restaurants, wo die neuesten Zeitungen ausliegen, wo junge Männer wie Studenten mit kahlgeschorenen Köpfen und ernsten Gesichtern bis mittags frühstücken, Mütter mit kleinen Kindern ihre Lage besprechen, – bei Möhrensuppe und Spinat-Crepes, Salat und Käseplatten, die den ganzen Tag vorhalten. In dieser Straße hat also Katja ihre Kindheit verbracht.

Ingeborg Bungerodt wohnt im dritten Stock in einem der solide renovierten Gründerjahre-Häuser. Wie sind eigentlich die Bomben an denen vorbeigekommen damals? Ich klingele. Sie empfängt mich oben in der offenen Tür, eine große, schlanke Frau mit langen, grauen Haaren, die sie lose hinten mit einer Spange zusammenhält. Sie trägt irgend etwas Langes in Blass-lila. Mit aufgeregter Freundlichkeit bittet sie mich herein; natürlich, die Verbeugung vor der Presse. Ich stelle gleich klar, dass ich ganz persönlich an Adrian interessiert bin und nichts ohne Absprache mit ihrer Familie unternehme. Sie entspannt sich, spricht jetzt ruhiger, bittet mich, nicht zu erschrecken; ihre ganze Wohnung sei ein Vogelhaus. Und indem sie ein dünnes Netz zur Seite hält, betreten wir ihr Reich:

Ein heller, hoher Raum mit einem Erker; dort ein runder Tisch mit gepolsterten Stühlen und dem obligatorischen Baum vor dem Fenster zum Innenhof. Der große Raum, die Frau hatte nicht übertrieben: ein Platz für Vögel. Fünf hohe Käfige, rund, aus silberfarbenem Metall, in Abständen auf den hellgrau gestrichenen Dielen verteilt. Die Käfigtüren offen, das Federvolk fliegt aus und ein. An den Seiten der Decke hängen kleine Schaukeln, trockene Äste und in denen offensichtlich ... Nester. Ingeborg Bungerodt schaut etwas ängstlich auf meine Reaktionen. Ich habe mir vorgenommen, fair zu recherchieren. (Katja, du bleibst draußen).

Ich lächle sie an: „Das glaube ich, dass Adrian gerne bei Ihnen ist. Ist ja richtig romantisch.“ Die Vögel setzen sich auf ihre Schultern, auf ihren Kopf und schauen aufgeregt zu mir herüber. Frau Bungerodt erzählt mir, dass es erst je ein Vogelpaar aus allen fünf Kontinenten gewesen sei, aber dann hätten sie angefangen zu brüten und es seien immer mehr geworden. Da habe sie dann den flügge gewordenen Nachwuchs an Zoogeschäfte verkauft. Bis auf einen Kolibri, der auf einem Auge blind war. Den hätte sie in ihrem Busenausschnitt in einem ausgefütterten Teesieb großgezogen, ihn wochenlang mit eingespeichelten Häppchen versorgt und der sei nun bei den Paaren geblieben. Ja, und die Vögel seien Adrians größte Freude; alle würde er sie einzeln kennen mit ihren Namen. Und sie zählt exotische Namen auf und ich nehme mir vor, sie mir von Adrian beibringen zu lassen.

Frau Bungerodt hat sich warm geredet. Als sie mich fragt, ob wir uns im Erker niederlassen oder ob ich den vorbereiteten Tee hier wie in einem Be-

duinenzelt nehmen wolle, stimme ich natürlich für letzteres. Sie holt unter einer kleinen Plane in einer Ecke bunte Decken und Kissen hervor und breitet sie auf dem Boden aus.

Ich bin verwundert, dass die Vögel nicht überall ihre Spuren hinterlassen. „Ja“, lacht sie, „da wundern wir uns auch. Es ist wirklich selten, dass etwas in der Mitte herunter kommt.“ Tatsächlich: die weißgrauen Kleckse landen in den Mulden von Aluminiumleisten, ringsum an den Seiten. Und dann bringt sie den Tee und braune Kuchen und wir sitzen auf Kissen mit bordeauxroten orientalischen Quasten und ich bekomme Lust, mir einen Turban zu binden und meine Füße unterzuschlagen. „Adrian hat das gern, wenn wir so sitzen. Ich lese ihm oft vor oder wir spielen Spiele. Aber nichts darf lange gehen, dann will er schon wieder etwas anderes.“ Vorsichtig komme ich auf Adrians Geheimnis zu sprechen: „Katja sagte, Ihnen hätte er zuerst davon erzählt.“

Sofort ist sie ernst, bemüht sich, ihre Tränen zurück zu halten: „Ja, wir haben alle schlimme Monate hinter uns. Ich weiß nicht, was Ihnen Katja erzählt hat, aber ich musste mich da ganz raushalten, konnte Adrian nicht helfen. Manchmal habe ich gedacht, ob es nicht falsch war, Katja mit der Geschichte zu belasten.“

Ich bin erschrocken, versuche aber neutral zu bleiben: „Es sieht ja so aus, als wenn jetzt alles seinen natürlichen Lauf nehmen wird.“ Katjas Mutter schaut mich an, kommentiert aber meinen Satz mit keiner Geste. Dann fällt ihr etwas ein: „Nachdem mein Mann gestorben war, habe ich die Vögelchen zu mir geholt und schreibe Tagebuch. Als würde ich meinem Mann schreiben. Als das mit Adrian im Kindergarten passierte, da habe ich meinem Mann alles ganz genau erzählt. Bei ihm wusste ich, er hört mir zu.“ Flüstert noch: „Egal, wo er jetzt ist.“

Ich zeige sofort mein Interesse und wir vereinbaren, dass wir die Seiten beim Weggehen unten im Copy-Shop kopieren. Unsere Verabschiedung ist herzlich. Die Seiten lasse ich hier folgen. Sie wurden Anfang Februar geschrieben. Etwa drei Tage, bevor ich Katja zum ersten Mal besuchte.

Tagebuchaufzeichnung Ingeborg Bungerodt: „Bin gerade nach Hause gekommen. Von Katja und Adrian. Ich bin ja so fertig. Hab' mir 'ne Wanne Wasser eingelassen. Aber eh ich reinsteige, muss ich erst mal meine Gedanken ordnen. Du fehlst mir so sehr, mein Klaus. Wie oft hast du mir zugehört mit deinem lieben Gesicht, wenn ich nicht mehr weiter wusste. Aber jetzt ist dein Sessel leer. Lass man, würdeste jetzt sagen: Irgendwie wird's schon in Ordnung kommen. Ach, Klaus, wie soll das denn in Ordnung kommen?“

Als Katja vor drei Tagen den Adrian brachte, war ich noch so zuversichtlich. Bei mir hat er seine gewohnte Ordnung, ist raus aus dem Umbau-Chaos.

Jetzt wird alles gut werden. Als Katja weg war, schien das erst auch so. Wir tranken Apfelschorle im Erker und spielten sein geliebtes Hütchenspiel. Aber plötzlich sprang er auf, sein Stuhl fiel nach hinten, er warf sich in meinen Schoß und schluchzte und schluchzte. Ach Klaus, das war so schrecklich. Mir liefen selbst die Tränen runter, obwohl ich noch gar nicht wusste, was los war. Ich rutschte mit ihm auf den Boden und wir lagen da und hielten uns fest. Endlich flüsterte Adrian: Hast du mich auch noch lieb, wenn ich ein Spinner bin? Nach der ersten Überraschung lachte ich los: Ein Spinner? Na, das sind mir doch die Liebsten! In meinen Schulklassen waren die mir die Liebsten! Die Spinner hatten soviel Ideen und waren nie langweilig! Aber warum willst du denn ein Spinner sein?

Adrian atmete auf, als würde ihm ein Fels von der Brust rollen: Oma, ich will ja keiner sein, aber Niko sagt, ich bin ein Spinner. – Vielleicht ist er neidisch, weil du soviel Fantasie hast und dir immer neue Spiele ausdenkst? Ach Klaus, was jetzt kam, was dein Enkelkind mir dann anvertraut hat! Das war ja erst heute Morgen. Aber es kommt mir schon wie eine Ewigkeit vor, soviel ist inzwischen passiert.

Adrian schüttelte den Kopf: Oma, das ist keine Fantasie; das ist wirklich. Und ich dachte doch, das ist bei allen Menschen so, dass man hören kann, was andere denken. Aber der Niko sagt, niemand kann hören und sehen, was ein anderer denkt und deshalb bin ich ein Spinner. – Das habe ich natürlich erst mal nicht verstanden. Gedanken hören? Mir fielen die Geschichten von Indianern ein, von Schwarzen und Azteken, sie alle können sich ja über unbegrenzte Entfernungen verständigen. Was aber meinte Adrian „hören“ zu können?

Adrian merkte, wie aufgeregt ich plötzlich war und wie ernst es mir damit war, ihn richtig zu verstehen. So setzten wir uns auf die Decke und er hat mir dann die Geschichte mit seinem Freund Niko erzählt.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, du kennst mich Klaus, zu fragen: Und du bist dir sicher, dass dir das der Niko nicht erzählt hat? Vielleicht ganz, ganz leise, Adilein? Oh, hätte ich das gelassen! Dem kleinen Kerl spritzten die Tränen aus den Augen: „Nein Oma, glaub’s mir doch! Er hat’s mir nicht erzählt, deshalb ist das doch alles so gekommen!“

Ich entschuldigte mich für meine blöde Frage: Ich hör‘ dir jetzt genau zu! Adrian schaute mich an. Als mir klar wurde, dass er jetzt vielleicht meine Gedanken hört, rieselte es mir den Rücken runter. Aber ich habe die Prüfung offenbar bestanden, denn jetzt erzählte er mir alles ganz genau. Und wie der Niko ausgerastet ist: woher weißt du das? Wer hat dir das erzählt? Ich war so erschrocken, Oma. Der Niko ist ja viel stärker als ich und ich hab‘ dann nur gesagt, na, ich hab‘ doch deine Gedanken gehört. Aber das war dann das

Schlimmste. Niko hat mich angeguckt wie'n Außerirdischen und ist rückwärts von mir weg.

Adrian war aufgesprungen, spielte mir das alles vor, ging jetzt mit vorge-streckten Armen und gespreizten Fingern rückwärts von mir weg. Ich saß noch immer auf dem Boden. Der kleine Kerl wollte es mir ganz genau erzählen; behielt mich scharf im Auge, wie ich das wohl einschätzen würde: und dann schrie Niko, das gibt es nicht. Ich kann nicht hören, was du denkst. Niemand kann hören, was andere denken. Frag deine Eltern. Du bist ein Spinner. Du bist nicht mehr mein Freund.

Jetzt liefen Adrian wieder die Tränen über die Backen. Er schaute mich mit schrägem Kopf an. Was dachte die Oma? Und obwohl alles in mir durchein-ander stürmte, zwang ich mich, das Wichtigste zu denken, das Adrian jetzt brauchte: Ich glaube dir, mein Lieber. Wenn du sagst, dass du Gedanken hören kannst von anderen Leuten, dann glaube ich dir das. Du bist kein Spinner. Du bist einfach ein sehr, sehr kluger Gedankenleser. – Kaum ge-dacht, stürzte das Bürschlein in meine Arme: „Oma, Omilein, du bist die beste Oma von der Welt!“ Und er küsste mich auf das ganze Gesicht und wirbelte meine ganzen Haare durcheinander. Er wusste, dass ich das nicht mochte, aber heute war Ausnahmetag.

Was sagst du jetzt, Klaus? Denk mal nach. Ich geh' jetzt in die Wanne. Der erste Druck ist mir von der Seele. Aber ich merke schon, da türmt sich ein Berg nach dem anderen auf in meinem Kopf. Bis gleich.

Das Baden war gut. Hab' mir dreimal den Kopf gewaschen, als wollte ich mir diese Geschichte rausspülen. Aber sie ist noch da, Klaus. Und sie ist wahr! Als ich Adrian von den Aborigines erzählt habe, wie sie die Gedanken von ihren Stammesmitgliedern quer durch den ganzen Urwald hören und von den Pygmäen in Afrika und von den Indianern – da war Adrian nicht mehr zu halten. Er schlug sich die Hand vor den Mund, machte Indianerrufe nach und rief den Vögeln zu: „Ich bin der Häuptling Kluges Köpfchen und ich weiß alles!“

Und dann kuschelte er sich in meinen Schoß und wollte, dass ich ihn teste. Da habe ich mir ein orangefarbenes Pferd ausgedacht und Adrian saß drauf mit einem riesigen Federschmuck auf dem Kopf. Und prompt lachte Adrian los: Au ja, das ist eine klasse Idee! Du hast für Häuptling Kluges Köpfchen einen Kopfputz ausgedacht und ein Pferd! Das reite ich gerade. Und er schaute mich erwartungsvoll an. Ich fragte weiter: Was für eine Farbe hat dein Pferd, das ich mir für dich ausgedacht habe? – Orange. Ich will aber lieber ein schwarzes. Mach mir ein schwarzes. Als ich mir aber ein grünes

Pferd vorstellte, musste er lachen: ja, ein grünes Pferd ist auch toll! Da sieht mich keiner im Wald, wenn ich angeritten komme.

So ging das noch eine Weile. Ich dachte: „Mohrenkopf“ und er sagte: „Mohrenkopf“ und so fort. Ach Klaus, und dann bekam ich es mit der Angst, konnte das auch nicht mehr länger aus meinen Gedanken raushalten: „Wie sollte Adrian das seiner Mutter beibringen? Sie wollte doch um jeden Preis ein normales Kind! Und ich hatte ihr versprechen müssen, mit dem Kind normal zu reden. Na ja, du weißt, was sie halt für normal hält. Und nun das! Dafür konnte ich doch gar nichts!

Natürlich, Adrian hat es sofort „gehört“ und unsere übermütige Stimmung war wie weggeblasen. Er streichelte zart meine Haare und wollte mich rumkriegen: Ach Omilein, hat er geschmeichelt, wir müssen es ihr doch gar nicht erzählen. Da hat sie mich bestimmt nicht mehr lieb, wenn sie es weiß.

Ich bin jetzt sehr am Zweifeln, ob das richtig war, aber ich hab‘ ihm gesagt: Adrian, mein Lieber, es ist deine Mama, du musst es ihr sagen. Ich komme mit und helfe dir. – Ob das richtig war, Klaus? Was kommt da jetzt auf uns zu. Halte dein liebes Auge auf uns. Du fehlst mir jetzt sehr.“

Ende der Tagebuchaufzeichnungen.

Mit Katja kam es eben noch zu einem Telefonat, sie wollte das letzte Puzzleteil ihrer Erzählung nachliefern. Auffällig, wie sie jetzt alles lückenlos dokumentiert haben wollte. Es ging um die Medikamentenverschreibung damals, nachdem ich das erste Mal bei ihr gewesen war. „Zwei Tage nachdem du bei uns gewesen warst, bekam Adrian hohes Fieber, redete, stammelte. Es war wohl, als wenn das ganze Aufgestaute, das er sich niemand zu sagen getraut hatte, auf einen Schlag aus ihm herausfuerte. Jammerte von stürzenden Bäumen, zusammenbrechenden Hausmauern, zitternden Gasrohren – es war entsetzlich. Ich kühlte seinen kleinen Körper mit feuchten Tüchern und murmelte immer wieder: „Es wird alles in Ordnung kommen, Adi.“ Streichelte ihn, umarmte ihn, zitterte selbst am ganzen Körper.

Gleich am Morgen rief ich Dr. Schellenboom an. Ich setzte meine ganze Hoffnung auf ihn. Gegen Mittag war er da. Adrian schlief. Der Doktor legte nur kurz die Hand auf seine Stirn: „Er hat kaum noch Fieber.“ Ich erzählte Dr. Schellenboom die ganze Geschichte im Wohnzimmer, also wirklich alles. Na ja, ich hatte gehofft, dass er das alles für eine überhitzte Fantasie halten würde, aber jetzt, als er gleich zu seinem Rezeptblock griff und gar nichts weiter darüber sagte, war mir doch nicht wohl. Auf meine Frage, wie er das denn einschätze, sagte er nur: „Sehen sie zu, dass er viel an die frische Luft kommt, kein Fernsehen und dreimal täglich von diesen Tabletten. Das wird ihn beruhigen. Und gegen das Fieber diese Zäpfchen,“ und er reichte sie mir rüber.